

Paul Bowles  
Gesammelte Werke

PAUL BOWLES  
*Gesammelte Werke*

Band II

Goldmann Verlag

PAUL BOWLES  
*So mag er fallen*

Roman

Deutsch von Maria Wolff  
Neu durchgesehen von Pocio

Goldmann Verlag



Banquo: 's kommt Regen noch  
zur Nacht.

Erster Mörder: So mag er fallen.  
(Er ersticht Banquo)

MACBETH, III/3



*Erster Teil*

INTERNATIONALE ZONE



Es war Nacht, als die kleine Fähre am Dock anlegte. Als Dyar das Fallreep hinunterging, sprühte ein plötzlicher Windstoß warme Regentropfen über sein Gesicht. Die wenigen anderen Passagiere waren ärmlich gekleidet und trugen ihre Habseligkeiten in billigen Pappkoffern und Papiertüten. Er betrachtete sie, wie sie resigniert vor dem Zollgebäude standen und warteten, bis geöffnet wurde. Ein halbes Dutzend schäbiger Araber hatte ihn bereits von jenseits des Zauns erspäht und schrie ihm zu: »Hotel Metropol, Mister« – »He, Johnny! Komm her!« – »Du suchst Hotel?« – »Grand Hotel, he!« Es war, als hätte er ihnen seinen amerikanischen Paß entgegengehalten. Er beachtete sie nicht. Einige Minuten lang regnete es wirklich stark. Als der Beamte dann die Tür öffnete, war Dyar unangenehm durchnäßt.

Im Innern war das Gebäude von drei Öllampen erhellt, die auf der Abfertigungsrampe standen; für jeden Inspektor eine. Sie sparten sich Dyars Gepäck bis zum Schluß auf und durchsuchten es dann zu dritt und sehr sorgfältig, ohne eine Spur von Liebenswürdigkeit oder Humor. Als er seine Koffer wieder so gepackt hatte, daß sie schlossen, wurden sie mit lavendelfarbener Kreide abgezeichnet, und man ließ ihn zögernd passieren. Er mußte sich in der Menschenschlange vor dem Schalter einreihen, über dem POLICIA stand. Während er dort wartete, fiel ihm ein großer Mann auf, der eine Schirmmütze trug und »Taxi!«

rief. Der Mann machte einen anständigen Eindruck, und deshalb nickte er ihm zu. Als der Mann mit der Kappe vortrat, um das Gepäck zu holen, geriet er sofort in einen Streit mit den anderen. Dyar war an diesem Abend die einzige Beute. Angeekelt wandte er sich ab, während die schreienden Gestalten den Taxifahrer durch den Ausgang verfolgten. Es ging ihm ohnehin nicht besonders.

Und im Taxi fühlte er sich weiter schlecht, während der Regen gegen die Windschutzscheibe klatschte und die quietschenden Scheibenwischer mühsam über das Glas wischten. Jetzt war er wirklich da; es gab kein Zurück mehr. Es hatte natürlich nie eine Frage des Zurück gegeben. Als er schrieb, er werde die Stelle annehmen, und in New York die Passage buchte, wußte er, daß seine Entscheidung unwiderruflich war. Ein Mann, der weniger als fünfhundert Dollar in der Tasche hat, ändert seine Entschlüsse in solchen Fällen nicht mehr. Aber nun, da er hier war und seine Augen versuchten, die Finsternis hinter den nassen Scheiben zu erforschen, erfaßten ihn zum erstenmal wieder die Verzweiflung und die Einsamkeit, die er hinter sich glaubte. Er zündete sich eine Zigarette an und reichte dem Fahrer die Packung.

Er beschloß ihn entscheiden zu lassen, wo er wohnen würde. Der Mann war Araber und verstand sehr wenig Englisch, aber er kannte die Worte »billig« und »sauber«. Sie fuhren vom Hafendamm aufs Festland, hielten an einem Tor, wo zwei Polizisten ihre Köpfe durch die vorderen Scheiben steckten, und fuhren dann eine Weile langsam durch eine Straße mit wenigen trüben Lampen. Als sie vor dem Hotel ankamen, machte der Fahrer keine Miene, ihm mit dem Gepäck zu helfen, und ebensowenig war ein Hausdiener zu sehen. Dyar betrachtete nochmals den Eingang; die Fassade war die eines großen modernen Hotels,

aber hinter dem Haupteingang sah er eine einzige Kerze brennen. Er stieg aus und fing an, seine Koffer auszuladen. Dann warf er einen fragenden Blick auf den Fahrer, der zusah, wie er das Gepäck aus dem Wagen zerrte. Der Mann wartete ungeduldig darauf, wieder fortzukommen.

Als er seine Habe auf dem Gehsteig abgestellt und den Fahrer bezahlt hatte, stieß er die Hoteltür auf und erblickte einen Schnurrbart, der hinter dem kleinen Empfangsschalter saß. Die Kerze war die einzige Lichtquelle. Er fragte, ob dies das Hotel de la Playa sei, und wußte nicht, ob er froh oder bekümmert sein sollte, als der andere bejahte. Es nahm einige Zeit in Anspruch, bis er sein Gepäck ohne Hilfe in die Hotelhalle getragen hatte. Dann stieg er, geführt von einem kleinen Jungen, der eine Kerze trug, die Treppe zu seinem Zimmer hinauf; der Lift funktionierte nicht, weil der Strom abgeschaltet war.

Sie stiegen drei Stockwerke hoch. Das Hotel war wie ein riesenhaftes, hallendes Betongebäude; jeder Fußtritt dröhnte von allen Wänden zurück. Das Gebäude war von jener penetranten, sauberen Schäbigkeit, die nur billige moderne Bauten haben. Schon zeigten die Wände große Risse, aus den Türrahmen hatten sich Stücke der Stuckverzierung gelöst, und hier und dort fehlten Fliesen im Bodenbelag.

Als sie das Zimmer erreichten, ging der Junge voraus und entzündete eine neue Kerze, die in einer leeren Coin-treau-Flasche steckte. Die Schatten schossen an den Wänden empor. Dyar sog mißbilligend die stickige Luft ein. Der Geruch des Zimmers erinnerte teils an feuchten Gips, teils an ungewaschene Füße.

»Puh – hier stinkt es aber«, sagte er. Er betrachtete mißtrauisch das Bett und schlug die fleckige blaue Überdecke zurück, um die Laken zu inspizieren.

Der Tür gegenüber war ein großes Fenster, das der Junge eilig öffnete. Ein Windstoß fuhr von draußen herein. Man hörte entfernt das Rauschen der Brandung. Der Junge sagte etwas auf Spanisch, und Dyar vermutete, er wolle ihm bedeuten, dies sei ein schönes Zimmer, weil es aufs Meer hinaus ging. Es war ihm ziemlich gleichgültig, wohin die Aussicht ging: Er war nicht zur Erholung hierhergekommen. Alles, was er in diesem Augenblick verlangte, war ein Bad. Der Junge schloß das Fenster und lief hinunter, um das Gepäck zu holen. In einer Ecke des Zimmers, abgeteilt durch eine schmierige Zwischenwand, befand sich eine Dusche mit grauem Zementboden und Zementwänden. Er probierte den Hahn, auf dem CALIENTE stand, aus und war überrascht, als das Wasser einigermaßen heiß herausfloß.

Der Junge brachte das Gepäck, deponierte es an den ungeeignetsten Plätzen, nahm sein Trinkgeld in Empfang und bemühte sich vergeblich, die Tür zu schließen; er ließ sie halb offen und ging endlich aus dem Zimmer. Dyar löste sich vom Fenster, an dem er gestanden, in die Dunkelheit hinausgesehen und mit dem Vorhang gespielt hatte. Er schlug die Tür zu und hörte, wie draußen der Schlüssel klirrend auf den Korridor fiel. Dann warf er sich auf das Bett und blieb eine Weile liegen, den Blick an die Decke gerichtet. Eigentlich sollte er Wilcox sofort anrufen und ihm mitteilen, daß er angekommen war. Er wandte den Kopf zu dem niedrigen Nachttisch neben dem Bett, um nachzusehen, ob dort ein Telefon stand, aber der Tisch lag im Schatten des Fußendes, und er konnte in der Dunkelheit nichts erkennen.

Er spürte, daß er den gefährlichen Punkt erreicht hatte. In diesem Augenblick erschien ihm seine Existenz fast ausgelöscht. Er hatte alle Sicherheit für etwas aufgegeben,

von dem ihm jedermann, auch sein eigenes Gefühl, vorausgesetzt hatte, es sei ein verrücktes Abenteuer. Das Vergangene war unwiderruflich vorbei, und das Neue hatte noch nicht begonnen. Um einen Anfang zu machen, hätte er Wilcox anrufen müssen, doch er rührte sich nicht. Seine Freunde hatten ihm gesagt, er sei wahnsinnig, seine Familie hatte zornig und traurig mit ihm gehadert, aber aus irgendeinem ihm selbst unerklärlichen Grund hatte er sich allen Argumenten verschlossen. »Ich hab's satt!« hatte er leicht hysterisch geschrien. »Ich hab' den verdammten Schalter in der Bank jetzt zehn Jahre lang ertragen. Vor dem Krieg, während des Krieges und nach dem Krieg. Ich halte es nicht mehr aus, das ist alles!« Und als man ihm vorschlug, einen Arzt zu konsultieren, lachte er verächtlich und antwortete: »Mir fehlt gar nichts, was nicht durch einen Wechsel geheilt werden könnte. Niemand ist dazu bestimmt, jahrelang in einem Käfig eingesperrt zu sein. Ich habe es einfach satt, basta.« – »Gut, gut«, sagte sein Vater. »Nur sag mir, was willst du dagegen unternehmen?« Darauf konnte er nicht antworten. Während der Wirtschaftsdepression, mit zwanzig, war er froh gewesen, die Stellung in der Transitabteilung der Bank zu bekommen. All seine Freunde hatten ihn darum beneidet; nur der Freundschaft seines Vaters mit einem der stellvertretenden Direktoren hatte er es damals zu verdanken gehabt, daß er eingestellt wurde. Kurz vor dem Krieg machte man ihn zum Kassierer. In jenen Tagen, als nichts von Dauer schien und Wechsel an der Tagesordnung war, glaubte Dyar, trotz eines leichten Herzfehlers auf die eine oder andere Weise einen nützlichen Posten innerhalb der Armee zu bekommen. Alles wäre ein Wechsel und deshalb willkommen gewesen. Aber er wurde abgelehnt und war in seinem Käfig geblieben. Dann wurde er Opfer eines demoralisieren-

den Gefühls von Erstarrung. Sein eigenes Leben war eine drückende Last, so schwer, daß er glaubte, sie niemals mehr von der Stelle, wo sie einmal lag, fortbewegen zu können. Er hatte sich an das Gefühl intensivster Hoffnungslosigkeit und Niedergeschlagenheit, das ihn überfallen hatte, gewöhnt und lehnte sich gleichzeitig erbittert dagegen auf. Es lag nicht in seiner Natur, mürrisch zu sein, und seiner Familie fiel sein Zustand auf. »Akzeptier das Leben, wie es kommt«, pflegte sein Vater zu sagen. »Nimm's nicht so schwer. Du wirst sehen, es gibt genug Sachen, die dir deinen Tag ausfüllen. Wohin führt es, wenn du dir den Kopf über die Zukunft zerbrichst? Laß die Dinge an dich herankommen.« Und immer wieder brachte er die üblichen Warnungen wegen des Herzleidens vor. Dyar lächelte dann nur und verzog das Gesicht. Er war nur allzu bereit, in den Tag zu leben – die Zukunft bekümmerte ihn am wenigsten. Die Gegenwart stand ihm im Weg; die Minuten waren ihm feindlich gesinnt. Jede Minute schob ihn mit ihrer überwältigenden Leerheit ein Stückchen weiter vom Leben fort. »Du gehst nicht genug an die frische Luft«, ermahnte ihn sein Vater. »Gib dir selbst eine Chance. Als ich in deinem Alter war, konnte ich es kaum erwarten, daß es Abend wurde, damit ich auf den Tennisplatz kam oder an den alten Fluß zum Angeln oder nach Hause, um meine Hose für einen Tanzabend aufzubügeln. Du bist krank. Oh, ich meine nicht körperlich. Diese kleine Herzgeschichte ist gar nichts. Wenn du vernünftig leben würdest, könnte dir nichts etwas anhaben. Ich meine deine Lebenseinstellung. Die ist krankhaft. Ich finde, die ganze Generation ist krank. Es gibt nur das eine oder das andere: sinnloses Trinken bis zur Bewußtlosigkeit oder Herumlungern und Nachgrübeln, daß das Leben nicht lebenswert sei. Was zum Teufel ist mit euch allen

los?« Dann pflegte Dyar zu lachen und zu sagen, daß sich die Zeiten eben geändert hätten. »Die Zeiten ändern sich immer«, entgegnete sein Vater, »aber nicht die menschliche Natur.«

Dyar war kein großer Leser; nicht einmal ein Kinogänger. Jede Art von Unterhaltung unterstrich das Unveränderliche des Bestehenden noch mehr; nicht nur dann, wenn das Vergnügen vorbei war, sondern auch während es stattfand. Nach dem Krieg hatte er sich eine gewisse Mühe gegeben, Anschluß ans Leben zu finden. Hin und wieder ging er mit zwei oder drei Freunden aus, und jeder von ihnen nahm ein Mädchen mit. Sie tranken in der Wohnung eines der Mädchen Cocktails, sahen sich einen Film am Broadway an und aßen danach in einem chinesischen Lokal in der Nähe, wo man auch tanzen konnte. Darauf folgte der langwierige Prozeß, die Mädchen eines nach dem andern nach Hause zu begleiten, wonach sie gewöhnlich in einer Bar landeten und ziemlich ausgiebig tranken. Manchmal, wenn auch nicht sehr oft, gabelten sie sich in einer Bar oder auf der Straße eine billige Nutte auf, nahmen sie mit auf Bill Healys Zimmer und schliefen der Reihe nach mit ihr. Alles lief nach einem festgelegten Schema; etwas anderes schien es nicht zu geben. Dyar dachte immer bei sich: »Jede Art von Leben wäre besser als dieses«, aber er fand keine andere Lösung. »Wenn du dich einmal mit der Tatsache abgefunden hast, daß das Leben kein Amusement ist, wirst du viel glücklicher werden«, sagte seine Mutter zu ihm. Obwohl er mit seinen Eltern zusammenlebte, sprach er niemals mit ihnen über seine Gefühle. Sie spürten, daß er nicht glücklich war, und versuchten deshalb, ihm auf eine etwas vorwurfsvolle Art zu helfen. Er war höflich zu ihnen, aber innerlich voller Geringschätzung. Es war so offensichtlich, daß sie die

Leere, die er verspürte, nicht verstanden und noch weniger, wie sehr er unter ihr litt. Es war wie eine fortschreitende Lähmung, die ständig zunahm, und mit ihr erstand die Angst, daß an einem gewissen Punkt etwas Entsetzliches geschehen werde.

Von weit her konnte er das Geräusch der Wellen hören, die sich am Strand draußen brachen: das dumpfe Anrollen, eine lange Stille, dann wieder ein Brecher. Irgend jemand betrat das Zimmer über ihm, warf die Tür zu und fing an, geschäftig hin und her zu gehen. Es klang wie eine Frau, aber eine schwerfällige. Wasser wurde aufgedreht, und in Dyars Waschbecken gluckste es mitfühlend. Er zündete sich eine Zigarette an und klopfte die Asche von Zeit zu Zeit auf den Fußboden neben dem Bett. Nach einigen Minuten verließ die Frau – er war sicher, daß es eine Frau war – das Zimmer, warf die Tür zu, und er hörte, wie sie den Gang hinunterging, in einen anderen Raum, dessen Tür sie schloß. Eine Klosettspülung wurde gezogen. Dann kehrten die Schritte wieder in das Zimmer über ihm zurück.

»Ich muß Wilcox anrufen«, dachte er. Aber er rauchte langsam seine Zigarette, um so lange wie möglich etwas von ihr zu haben. Er fragte sich, warum er mit dem Anruf so zögerte. Er hatte den Absprung gewagt und glaubte, daß es richtig gewesen war. Die ganze Fahrt über auf dem Schiff nach Gibraltar hatte er sich eingeredet, es sei das einzig Vernünftige, was er tun konnte, er werde nach seiner Ankunft ein anderer Mensch sein, voller Leben, befreit von dem Gefühl der Verzweiflung, das so lange auf ihm gelastet hatte. Und nun kam ihm zum Bewußtsein, daß er sich genauso fühlte wie immer. Er versuchte sich vorzustellen, wie es wäre, wenn er zum Beispiel sein ganzes Leben vor sich hätte und genau so leben könnte, wie es

ihm gefiel, ohne den Zwang, seinen Unterhalt zu verdienen. In diesem Fall müßte er jetzt nicht mit Wilcox telefonieren, müßte nicht den einen Käfig gegen einen anderen eintauschen. Nachdem er den ersten Ausbruchversuch gemacht hatte, würde er dann den zweiten wagen und ganz frei sein. Er hob den Kopf und sah sich langsam in dem dämmrigen Raum um. Der Regen prasselte gegen die Scheiben. Bald würde er hinausgehen müssen. Im Hotel gab es kein Restaurant, und der Weg in die Stadt war sicher sehr weit. Er tastete über den Nachttisch; kein Telefon. Schließlich stand er auf, nahm die Kerze und untersuchte das Zimmer. Er trat auf den Korridor hinaus, hob den Zimmerschlüssel vom Boden auf, sperrte die Tür ab und ging hinunter, wobei er dachte: »Ich könnte jetzt schon mit ihm verbunden sein, wenn ich nur einen Apparat neben dem Bett hätte.«

Der Mann am Empfang war nicht da. »Ich muß telefonieren«, sagte Dyar zu dem Jungen, der grinsend neben einer Topfpflanze stand. »Es ist sehr wichtig. – Telefon! Telefon!« brüllte er gestikulierend. Der Junge ging an die Portiersloge, holte ein altmodisches Telefon hervor und stellte es oben auf den Schalter. Dyar nahm den Brief aus der Tasche und sah die Nummer von Wilcox' Hotel nach. Der Junge versuchte, den Brief zu ergreifen, aber Dyar schrieb die Nummer auf die Rückseite des Umschlags und gab ihm diesen. Ein dicker Mann mit schwarzem Regenmantel kam herein und verlangte seinen Zimmerschlüssel. Dann blieb er vor einer Zeitung stehen, die aufgeschlagen auf dem Schalter lag, und betrachtete sie. Während der Junge die Verbindung herstellte, dachte Dyar: »Wenn er zum Abendessen aus ist, muß ich die ganze Prozedur wiederholen.« Der Junge rief irgend etwas in den Apparat und reichte Dyar den Hörer.

»Hallo?«

»Hotel Atlantide.«

»Bitte Mr. Wilcox.« Er betonte den Namen sehr sorgfältig. Es folgte eine Stille. »Mein Gott«, dachte er, ärgerlich, daß er sich Gedanken darüber machte, ob Wilcox da sei. Es knackte im Apparat.

»Ja?«

Es war Wilcox. Eine Sekunde lang wußte er nicht, was er sagen sollte. »Hallo!«, sagte er.

»Hallo. Ja?«

»Jack?«

»Ja. Wer spricht da?«

»Nelson. Nelson Dyar.«

»Dyar! Na sieh einer an! Bist du also doch gekommen. Wo steckst du? Komm rüber. Kennst du den Weg? Nimm lieber ein Taxi, sonst verläufst du dich. Wo wohnst du?«

Dyar sagte es ihm.

»Lieber Himmel! In diesem –« Dyar hatte das Gefühl, Wilcox wollte sagen, diesem Loch. Stattdessen fuhr er fort: »Das ist ja fast hinter der Grenze. Na schön, komm her, so schnell du kannst. Nimmst du Soda oder Wasser?«

Dyar lachte. Er hätte nie gedacht, daß er sich so freuen würde, Wilcox' Stimme zu hören. »Soda«, sagte er.

»Warte einen Augenblick. Hör zu. Ich habe eine Idee. Ich rufe dich in fünf Minuten wieder an. Geh nicht fort. Warte auf meinen Anruf. Halte dich bereit. Ich will nur rasch noch jemanden anrufen. Großartig, daß du hier bist. Ich ruf' dich gleich zurück, okay?«

»In Ordnung.«

Er hängt ein und stellte sich an das Fenster. Der Regen, der die Scheiben peitschte, war durch die Ritzen eingedrungen und rann an der Wand herunter. Jemand hatte einen Lumpen auf den Boden gelegt, der das Wasser auf-

saugen sollte, aber jetzt schwamm das Tuch in einer flachen Pfütze. Einige hundert Meter straßenaufwärts stand eine Laterne. In ihrem Schein schwankten die glitzernden Speere der Palmwedel hin und her. Er fing an, in der kleinen Hotelhalle auf und ab zu gehen; der Junge, der mit den Händen auf dem Rücken neben dem Schalter stand, beobachtete ihn aufmerksam. Es ärgerte ihn ein wenig, daß Wilcox ihn warten ließ. Natürlich glaubte er, Dyar habe von seinem Zimmer aus angerufen. Er überlegte, ob Wilcox wohl gut verdiente mit seinem Reisebüro. In seinen Briefen behauptete er es, aber Dyar erinnerte sich, daß er eher ein Blender war. Sein Enthusiasmus brauchte nichts anderes zu bedeuten, als daß er einen Angestellten nötig hatte und jemanden aus seiner Bekanntschaft bevorzugte (das Gehalt war niedrig genug, und Dyar hatte die Überfahrt von New York selbst bezahlt), und vielleicht freute es ihn auch, seine Wichtigkeit und seinen Großmut zu zeigen. Es würde Wilcox gefallen, zu einer »großzügigen Geste« imstande zu sein. Dyar nahm an, daß wahrscheinlich letzteres der Fall war. Ihre Freundschaft war niemals sehr eng gewesen. Obwohl sie sich seit ihrer Kinderzeit kannten, als Wilcox' Vater der Hausarzt der Dyars war, hatte keiner von ihnen mehr als ein höfliches Interesse für das Leben des anderen gezeigt. Sie hatten in Wirklichkeit wenig gemeinsam – nicht einmal das Alter, denn Wilcox war fast zehn Jahre älter als er. Während des Krieges war er nach Algier versetzt worden, und später hatte sich Dyar niemals Gedanken darüber gemacht, was aus ihm geworden war. Eines Tages war sein Vater nach Hause gekommen und hatte gesagt: »Offenbar ist Jack Wilcox in Afrika hängengeblieben. Er hat sich geschäftlich selbständig gemacht und scheint Erfolg zu haben.« Dyar hatte gefragt, was für eine Art von Geschäft es sei, und mit vagem In-

teresse wahrgenommen, daß es sich um ein Reisebüro handelte.

Eines Spätnachmittags war er bei strahlendem Herbstwetter die Fifth Avenue hinuntergegangen und vor einem großen Reisebüro stehengeblieben. Der Wind, der vom Central Park herüberwehte, hatte die Frische eines Oktoberabends und brachte ihm schon die Ahnung des Winters, der Jahreszeit, die alles lähmt: Für Dyar bedeutete er einen Vorgeschmack auf gesteigerte Depressionen. Auf der einen Seite der Auslage stand ein großes Modellschiff, schwarz-weiß, mit blinkenden Messingteilen. Die andere Seite stellte eine tropische Miniaturküste dar, mit einem türkisfarbenen Gelatinemeer und winzigen Palmen, die sich von einem echten Sandstrand herabneigten.

#### BUCHEN SIE JETZT IHRE WINTERREISE

stand auf dem Schild. Er überlegte, daß es eine qualvolle Beschäftigung sein müsse, in einer solchen Agentur zu arbeiten, Reiserouten zusammenzustellen, Hotelzimmer zu bestellen und Passagen zu buchen für Orte, die man selbst niemals sehen würde. Er überlegte, wie viele Männer, die dort arbeiteten und Prospekte, Fahrpläne, Listen und Landkarten studierten, so empfinden mochten, wie er es an ihrer Stelle getan hätte; das mußte ja noch schlimmer sein als die Bank. Dann fiel ihm Wilcox ein. In diesem Augenblick begann er wieder weiterzugehen, diesmal sehr rasch. Als er nach Hause kam, schrieb er den Brief und warf ihn sofort ein. Es war eine verrückte Idee. Nichts würde dabei herauskommen, außer daß Wilcox ihn vielleicht für einen gottverdammten Narren hielt, eine Vorstellung, die ihn wenig bekümmerte.

Die Antwort war die größte Überraschung seines Le-

bens gewesen. Wilcox hatte von Gedankenübertragung gesprochen. »Es muß etwas dran sein an der Telepathie«, hatte er geschrieben. Erst dann hatte Dyar seinen Plan der Familie gegenüber erwähnt, und die Vorwürfe hatten begonnen.

Der dicke Mann verließ bedauernd den Empfangsschalter und ging zum Lift. Als er die Tür schloß, begann das Telefon zu läuten. Der Junge sprang herbei, aber Dyar war schneller. Der Junge starrte ihn böse an. Es war Wilcox, der sagte, er sei in zwanzig Minuten im Hotel de la Playa. »Ich möchte, daß du eine Freundin von mir kennlernst«, sagte er. »Die Marquesa de Valverde. Sie ist großartig. Du solltest mit zum Abendessen kommen.« Und als Dyar protestierte, unterbrach er ihn. »Keine Sorge, du brauchst dich nicht umzuziehen. Liebe Güte, nein, so was gibt es hier nicht. Ich hol' dich ab.«

»Aber Jack, hör zu –«

»Bis gleich.«

Dyar ging in sein Zimmer zurück. Er war verärgert, daß man ihm keine Zeit gelassen hatte, zu- oder abzusagen und fragte sich, ob sein Ansehen in Wilcox' Augen wohl gestiegen wäre, wenn er sich unabhängig gezeigt und sich entschuldigt hätte. Aber offensichtlich hatte er nichts dergleichen vor, denn kaum war er in seinem Zimmer, riß er sich die Kleider vom Leib, nahm rasch eine Dusche, öffnete seine Koffer, rasierte sich, so gut er es beim Licht der einzigen Kerze konnte, und zog seinen besten Anzug an. Dabei piffte er die ganze Zeit vor sich hin. Als er fertig war, blies er die Kerze aus und lief die Treppe hinunter, um vor dem Haupteingang zu warten.

Daisy de Valverde saß an ihrem Toilettentisch. Ihr Gesicht schimmerte im Licht von sechs kleinen Strahlern, die es aus sechs verschiedenen Richtungen beleuchteten. Wenn sie sich in der erbarmungslosen Helle dieser grellen Lampen zu ihrer Zufriedenheit schminkte, konnte sie sich später in jeder Beleuchtung sicher fühlen. Aber das erforderte Zeit und Technik. Die Villa Hesperides war niemals ohne Strom, selbst jetzt nicht, wo die Stadt nur jeden zweiten Abend für zwei Stunden mit Elektrizität versorgt wurde. Dafür hatte Luis gesorgt, als sie das Haus bauten; es gehörte zu den Reizen der Internationalen Zone, daß man alles bekommen konnte, wenn man dafür zahlte. Und sich übrigens auch alles erlauben konnte – es gab niemanden, der nicht bestechlich war. Alles war nur eine Preisfrage.

Draußen brüllte der Wind; in den Zypressen tobte er wie ein Wasserfall. Von tief unten her hallte das Dröhnen der Wellen an den Klippen. In die spiegelnden Lichter des Raumes mischten sich andere Reflexe auf der schwarzen Fläche der Fensterscheiben, winzige, ferne Punkte: Spanien, jenseits der Meerenge, Tarifa und Kap Camariñal.

Sie freute sich immer, wenn Amerikaner ins Haus kamen, denn sie fühlte sich ihnen gegenüber ungehemmt. Sie konnte soviel trinken, wie sie wollte, und sie tranken mit, während die englischen Gäste einen Whisky über eine Stunde ausdehnten – von den Franzosen ganz zu schweigen, die einen Martini verlangten, der aus Wermut mit einem Spritzer Gin bestand, oder den Spaniern mit ihrem Glas Sherry. »Die Amerikaner sind die kommende Nation«, pflegte sie mit ihrer munteren Stimme zu verkünden. »Auf ihr Wohl. Gott segne ihre technischen Spiele-